

Johannes Fischer

Über die Feindesliebe

Ich schreibe diese Zeilen im März 2024. Der Krieg, den Russland gegen die Ukraine führt, ist gerade ins dritte Jahr gegangen. Israel führt im Gazastreifen Krieg gegen die Hamas, mit zehntausenden Toten unter den Zivilisten und einem unfassbaren Ausmaß an Zerstörung von Häusern und Infrastruktur. In der Politik herrscht Ratlosigkeit. Wege, die aus Krieg, Hass und Gewalt herausführen, sind nicht in Sicht. Da kommen diese Worte herüber wie aus einer anderen Welt: „Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen ...“ Was haben sie uns in dieser Welt zu sagen? Um diese Frage geht es in den folgenden Überlegungen.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob das Gebot der Feindesliebe nicht auf eine völlige Überforderung hinausläuft. Sigmund Freud war der Auffassung, dass bereits das Gebot der Nächstenliebe Menschen psychisch überfordern und krank machen kann. Gilt das nicht erst recht für die Feindesliebe? Wenn wir mit uns selbst ehrlich sind: Können wir einen Menschen, der uns schaden oder gar Böses antun will, lieben? Müssten wir dazu nicht alles in uns unterdrücken, was wir einem solchen Menschen gegenüber empfinden?

Ich will im Folgenden zunächst verdeutlichen, dass und warum solche Fragen und Einwände auf einem Missverständnis beruhen, und zwar auf einem Missverständnis, das mit der Bewusstseinsstellung der Moderne zu tun hat. Danach ist Liebe etwas, das seinen Ort im Inneren eines Menschen hat, nämlich als ein Gefühl oder eine Emotion. Von dort wirkt sie nach außen, nämlich indem sie zu einem entsprechenden Handeln motiviert. Bei diesem Verständnis von Liebe mutet das Gebot der Feindesliebe Menschen zu, Feinden gegenüber ein Gefühl der Liebe zu haben. Damit aber verlangt es Unmögliches.

In der Verkündigung Jesu begegnet ein gänzlich anderes Verständnis von Liebe. Danach hat Liebe ihren Sitz nicht im Inneren eines Menschen. Sie ist vielmehr etwas, das in einem Verhalten nach außen in Erscheinung tritt. Dieses Verständnis hat seine Erklärung darin, dass Jesu Verkündigung die Lebenswelt zum Thema hat. Gemeint ist damit die Welt, wie sie erlebt wird. Daher ist auch die Liebe als etwas im Blick, das von Menschen erlebt wird und sich ihnen dabei über das Verhalten anderer Menschen vermittelt. Paradigmatisch für dieses Verständnis ist die Samaritererzählung Luk 10, 30-35, und ich will daher zunächst näher auf diesen Text

eingehen. Es wird sich zeigen, dass das Verständnis der Feindesliebe sich von dorthin ganz von selbst erschließt.

Der Rahmen für die Erzählung ist das Gebot der Nächstenliebe und die darauf bezogene Frage des Pharisäers: „Wer ist denn mein Nächster?“ (Luk 10, 29) Daher erwartet der Hörer, dass in ihrem Fokus der Nächste steht, in Bezug auf den Liebe geboten ist. Doch bereits mit der Schilderung des Verhaltens des Priesters und des Levits deutet sich ein anderer Fokus an, und das setzt sich in der detaillierten Schilderung des Verhaltens des Samariters fort. Vollends tritt dieser Fokus mit Jesu Frage am Ende ins Blickfeld: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste gewesen dem, der unter die Räuber gefallen war?“ (Luk 10, 36) Anders als in der vorausgegangenen Frage des Pharisäers bezieht sich das Wort ‚Nächster‘ hier nicht auf den, der Liebe empfängt. Nächster ist vielmehr der, der Liebe zugewendet hat. Die Frage Jesu, wer von den Dreien dies getan hat, nötigt die Hörer dazu, noch einmal deren Verhalten in den Blick zu nehmen: In wessen Verhalten zeigt sich Liebe?

Doch wie können die Hörer erkennen, dass dies das Verhalten des Samariters ist? Von Liebe ist in der Erzählung nirgends die Rede. Die einzige Emotion, die erwähnt wird, ist Mitgefühl: „... und als er ihn sah, jammerte er ihn.“ Ansonsten wird geschildert, was der Samariter tut: „... und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn.“ Das alles wird als ein Geschehen in der sichtbaren, sinnfällig gegebenen Welt erzählt, und die Hörer der Erzählung erleben es dementsprechend mit ihrem inneren Auge mit. Doch die Liebe, die durch diese Erzählung veranschaulicht wird, ist den Sinnen entzogen. Sie ist unsichtbar – und dennoch auf eigentümliche Weise sichtbar in dem Verhalten des Samariters, so dass die Hörer am Ende nicht den geringsten Zweifel haben, wer der Nächste dessen gewesen ist, der unter die Räuber gefallen war.

Diese eigentümliche Sichtbarkeit des Nicht-Sichtbaren ist ein Charakteristikum der Lebenswelt. Wie gesagt, ist mit diesem Ausdruck die Welt gemeint, wie wir sie erleben. Sie hat ihre sprachliche Artikulation in der Form der Erzählung. Denn was wir erleben, das teilen wir anderen mit, indem wir davon erzählen. Umgekehrt lassen Erzählungen uns das Erzählte mit dem inneren Auge miterleben. Charakteristisch für die Lebenswelt ist eine Schichtung zwischen dem, was sinnfällig erlebt wird, und etwas, das in dem sinnfällig Erlebten unsichtbar miterlebt wird. So können wir das Verhalten eines anderen als gut in einem ethischen Sinne

erleben. Auch hier mag man an die Samaritererzählung denken. Sinnenfällig erlebt wird sein Verhalten. Doch das, was das Wort ‚gut‘ ausdrückt, ist den Sinnen entzogen. Gleichwohl ist es in seinem Verhalten unsichtbar gegenwärtig und wird mit diesem miterlebt. Das zeigt sich an der Wirkung, die sein Verhalten auf uns ausübt, nämlich darin, dass wir ihm positiv zugeneigt sind, im Unterschied zu schlechtem Verhalten, das unsere Abneigung hervorruft. Andere Beispiele, an denen man sich diese Schichtung verdeutlichen kann, sind Güte, Barmherzigkeit, Großzügigkeit oder Freundlichkeit. All das manifestiert sich in sinnenfällig erlebtem Verhalten, aber es selbst ist den Sinnen entzogen und übt dennoch eine eigentümliche Wirkung auf die Menschen aus, die es erleben. Güte zu erleben ist mehr und anderes, als nur das Verhalten zu erleben, in dem sich die Güte manifestiert.

Nicht anders verhält es sich mit der Nächstenliebe, wie sie durch Luk 10, 30-35 veranschaulicht wird. Da ist einerseits das, was der Samariter tut. Er reinigt die Wunden, verbindet sie, bringt den auf Hilfe Angewiesenen zu einer Herberge und pflegt ihn. Das alles hat eine Wirkung, die im Sinnenfälligen liegt und auf die leibliche Genesung des Verwundeten zielt. Doch im Handeln des Samariters erfährt dieser noch etwas anderes, nicht Sichtbares, nämlich Liebe, und auch sie hat eine Wirkung auf ihn, die freilich nicht im Sinnenfälligen liegt, sondern die Seele betrifft. Nach der Brutalität, die er zuvor erlebt hat, trägt sie gewissermaßen zu seiner seelischen Genesung bei.

Der Samariter selbst denkt bei alledem nicht an Liebe. Er hat die sinnenfällige Realität vor Augen in Gestalt der Situation dessen, den er verwundet auf seinem Weg findet, und seine Aufmerksamkeit ist ganz durch das in Anspruch genommen, was diese Situation erfordert. Die Liebe, die sich in seinem Verhalten vermittelt, wird von dem erlebt, dem er hilft, doch nicht von ihm selbst. Für ihn ist sie kein Thema. Das ist für das Verständnis der Aufforderung von Bedeutung, mit der Jesus am Ende den Pharisäer entlässt: „So geh hin und tu desgleichen!“ (Luk 10, 37) Die Rede ist von einem Tun, nicht von Liebe. Das ist es, was das Gebot der Nächstenliebe fordert: So zu handeln wie der Samariter in dieser Erzählung. Denn durch solches Handeln vermittelt sich anderen Menschen Liebe.

Von hierher fällt Licht auch auf das, was gemeint ist, wenn gesagt wird, dass wir den Nächsten lieben sollen wie uns selbst. Auch die Liebe zu uns selbst manifestiert sich in einem Verhalten, nämlich darin, dass wir für unser eigenes Wohl Sorge tragen. „Liebe deinen Nächsten wie dich

selbst“, das heißt: Sei um das Wohl des Nächsten so besorgt, wie du um dein eigenes Wohl besorgt bist. Die Rede ist nicht von einer Emotion, sondern von einem Handeln und Verhalten.

Man versteht nach dem Gesagten, warum die Bibel und die christliche Überlieferung Phänomene wie Liebe, Güte, Barmherzigkeit usw. als eine geistliche Wirklichkeit verstehen. All das ist nirgendwo in der sinnenfällig wahrnehmbaren Welt zu finden und doch auf verborgene Weise in dem, was sinnenfällig geschieht, gegenwärtig und wirksam. Das aber ist die Weise, wie Gottes Geist in der Welt ist und wirkt. Während für das Bewusstsein der Moderne, wenn von Liebe die Rede ist, das Gefühl der Liebe im Fokus steht, ist dies in der Lebenswelt des christlichen Glaubens der Geist der Liebe (Gal 5, 22; 2. Tim 1, 7). Das Verständnis der Liebe als Gefühl hat seine Erklärung darin, dass aufgrund einer Weichenstellung der Aufklärung der Moderne die Lebenswelt in die Subjektivität verlagert und zur subjektiv erlebten Welt wird. Damit muss auch das, was Menschen zu Handlungen motiviert, in der menschlichen Subjektivität aufgesucht werden. So kommt es zum Missverständnis der christlichen Nächstenliebe als Gefühl oder Emotion und als inneres Motiv für Handlungen.¹ Nur nebenbei sei angemerkt, dass sich die Subjektivierung der Lebenswelt bis in das Verständnis von „Spiritualität“ auswirkt. In der Bibel begegnet ein praktisches Verständnis: Es geht um ein Tun, durch das anderen Menschen Liebe als eine spirituelle Realität zuteil wird. Das hat die christliche Diakonie geprägt. Davon unterscheidet sich ein auf die Innerlichkeit bezogenes Verständnis, das Spiritualität nurmehr im eigenen Erleben aufsucht.

Nach diesem langen, aber notwendigen Vorlauf zum Verständnis der Nächstenliebe ist es nun möglich, die Frage zu beantworten, was mit dem Gebot der Feindesliebe gefordert wird. Das Gebot findet sich in Matth 5, 43f in der Form einer Antithese: „Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen; ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen ...“

Ein Stolperstein für das Verständnis kann in der Meinung liegen, dass es sich bei der Feindesliebe um etwas fundamental anderes handelt als bei der Nächstenliebe. Danach gilt die Nächstenliebe dem Nächsten, die Feindesliebe aber dem Feind, und das scheint sehr Unterschiedliches abzuverlangen. Dass das Gebot der Feindesliebe nicht in diesem Sinne gemeint ist, ergibt sich aus der Begründung, die Jesus im Anschluss an dieses Gebot gibt: „Liebt

¹ Zur Subjektivierung der Lebenswelt in der Moderne vgl. den Text „Ging Jesus über den See Genezareth?“, in: Evang. Theol. 83.Jg.(2023), Heft 4, S.431–443.

eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ (Matth 5, 44f) Damit wird gesagt: So, wie Gottes Liebe keine Unterschiede macht, wenn Gott die Sonne aufgehen lässt über Böse und Gute und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte, so soll auch eure Liebe keine Unterschiede machen zwischen Feinden und Freunden, zwischen denen, die euch hassen, und denen, die euch lieben. Mit solch unterschiedsloser Liebe seid ihr Kinder eures Vaters im Himmel.

Die Feindesliebe gilt hiernach gerade nicht dem Feind als Feind. Dass er Feind ist, soll vielmehr für die Liebe keinen Unterschied machen. Man kann sich das Gemeinte dadurch verdeutlichen, dass man die an den Pharisäer gerichtete Aufforderung Jesu am Ende der Rahmenhandlung der Samariterzählung entsprechend ergänzt: „So geh hin und tu desgleichen, und zwar auch dann, wenn es sich bei dem, den Du auf Deinem Weg findest, um Deinen ärgsten Feind handelt!“ Das Gebot der Feindesliebe fordert so begriffen nichts anderes als das Gebot der Nächstenliebe. Dass es überhaupt ausdrücklich formuliert werden muss, hat seinen einzigen Grund darin, dass in der realen Welt Unterschiede gemacht werden, wie Jesus mit dem Verweis auf das Gebot verdeutlicht, den Nächsten zu lieben und den Feind zu hassen. Dem setzt er das Gebot der Feindesliebe entgegen. Es geht so begriffen darum, sich dafür offen zu halten, dass man auch im Feind den Nächsten vor sich hat oder haben kann.

Diese Einsicht ist von Bedeutung im Blick auf Auslegungen des Gebots der Feindesliebe, die dessen Sinn vom Feindsein des Feindes her zu erhellen suchen. Danach zielt das Gebot zum Beispiel auf die Entfeindung des Feindes oder auf die Versöhnung mit dem Feind. Bei derartigen Auslegungen wird gerade der Unterschied hervorgehoben, der im Feindsein eines anderen liegt. Und es wird dem Gebot der Feindesliebe eine Abzweckung unterlegt, was mit Liebe unvereinbar ist. Denn das Handeln der Liebe gilt einem anderen um seiner selbst willen und nicht um eines Zweckes willen, der mit diesem Handeln realisiert werden soll. Es war von der im Unsichtbaren, Geistlichen liegenden Wirkung die Rede, die von Liebe ausgeht. Gewiss hat auch die Feindesliebe eine solche Wirkung, und das kann die Entfeindung des Feindes und Versöhnung mit ihm zur Folge haben. Aber darin liegt nicht der Sinn des Gebots der Feindesliebe. Es gebietet nur eines: zu lieben und dabei keine Unterschiede zu machen zwischen Freund und Feind.

Einem anderen Missverständnis zufolge mutet uns das Gebot der Feindesliebe zu, im Feind keinen Feind mehr zu sehen. Auch diese Auslegung rückt das Feindsein des Feindes in den Fokus, um daran den Sinn des Gebots zu explizieren. Doch das Gebot der Feindesliebe verlangt uns keine Realitätsverleugnung ab. Die Feindesliebe ändert nichts daran, dass der Feind Feind ist und dass man sich deshalb realistisch auf seine Feindschaft einstellen muss. Doch schließt ihn dies nicht aus dem Kreis derer aus, denen gegenüber Liebe geboten ist. Für die Liebe soll sein Feindsein keinen Unterschied machen. Was das Gebot verlangt, ist also nicht, die Augen vor der Feindschaft des Feindes zu verschließen, sondern vielmehr, den Feind nicht auf sein Feindsein zu reduzieren, sondern auch in ihm einen Menschen zu erkennen, dem gegenüber Liebe geboten ist.

Was bedeutet das für die Sphäre des Politischen? Mit dieser Frage rückt die Gegenwart ins Blickfeld, von der zu Beginn dieses Textes die Rede war. Allem voran gilt es hier zu beachten, dass das Gebot der Feindesliebe an Menschen adressiert ist und nicht an politische Institutionen oder gar an Staaten. Eigentlich sollte dies selbstverständlich sein, und doch verdient es Erwähnung im Blick auf ein Missverständnis der christlichen Nächstenliebe, das sich im Raum der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Zusammenhang mit der Flüchtlingsproblematik eingeschlichen hat, wonach Nächstenliebe vom Staat eingefordert werden kann und als Staatsaufgabe begriffen wird.² Das müsste dann auch für die Feindesliebe gelten. Auf die Bibel kann man sich hierfür nicht berufen. Vielmehr gilt: Weil das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe an Menschen adressiert ist, kann es auch nur über Menschen in die Politik ausstrahlen, nämlich indem diese sich als Christen und Bürger im Sinne dieses Gebotes politisch engagieren.

Doch was heißt das? Ich will dies zum Schluss in zweierlei Hinsicht verdeutlichen. Zum einen muss man sich hier eine Eigentümlichkeit des politischen Denkens vergegenwärtigen, nämlich dass es die Menschen in Klassen oder Kategorien einteilt, die maßgebend sind dafür, wie sie politisch berücksichtigt und behandelt werden: ‚die Flüchtlinge‘, ‚die Erwerbstätigen‘, ‚die Arbeitslosen‘ usw. Aufgrund dieser Eigentümlichkeit tendiert auch die politische Feindwahrnehmung dazu, den Feind mit einer Klasse von Menschen zu identifizieren. Auf der einen Seite sind dann „die Juden“, auf der anderen Seite „die Palästinenser“, auf der einen Seite „die Franzosen“ auf der anderen Seite „die Deutschen“ usw. In der Lebenswelt gibt es

² Johannes Fischer, Nächstenliebe als Staatsaufgabe? Zum Politikverständnis der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), <https://profjohannesfischer.de/wp-content/uploads/2023/11/Staatsverst%C3%A4ndnis-EKD.pdf>

demgegenüber keine Klassen. Können doch Klassen – zum Beispiel die Klasse aller Menschen – nicht erlebt werden. Klassen oder Kategorien sind Konstrukte des urteilenden, begrifflichen Denkens. Das ist von Bedeutung für das Verständnis des Ausdrucks ‚der Nächste‘. Er bezeichnet keine Klasse,³ sondern ein unbestimmtes Individuum, das in vielen bestimmten Individuen begegnen kann und das dem Samariter in der Person dessen begegnet, der unter die Räuber gefallen war. Wenn Feindesliebe darin besteht, auch noch im Feind mit dem Nächsten zu rechnen, dann verpflichtet das Gebot der Feindesliebe dazu, sich einem Denken zu verweigern, das Menschen in Klassen einteilt, um sie damit pauschal zu Feinden zu stempeln. Es gilt dann, jeder Stereotypisierung von Menschen durch entsprechende Feindbilder entgegenzutreten. So begriffen ist das Gebot der Feindesliebe von eminenter politischer Bedeutung. Es hält dazu an, sich dem Aufbau von Fronten gegen „die anderen“, „die Feinde“ usw. zu widersetzen, zu dem das politische Denken neigt.

Zum Zweiten: Es lässt sich zeigen, dass an die Stelle, die im christlichen Ethos *der Nächste* einnimmt, in der säkularen Moral der Moderne *der Mensch* getreten ist. Der Gedanke der Menschenwürde und der Menschenrechte hat geschichtliche Wurzeln im christlichen Liebesethos, auch wenn er sich in der Form, in der wir ihn kennen, erst in der Aufklärung der Moderne herausgebildet hat.⁴ Dem Gebot der Feindesliebe entspricht so begriffen das Gebot, auch noch im Feind den Menschen zu sehen, dem die Anerkennung und Achtung als Mensch geschuldet ist. Zur politischen Aktualisierung des Gebots der Feindesliebe gehört daher das bedingungslose Eintreten für die Menschenwürde und die Menschenrechte, und zwar bedingungslos in dem Sinne, dass dabei keine Unterschiede gemacht werden zwischen Freund und Feind oder, was die Konflikte der Gegenwart betrifft, zwischen Juden und Palästinensern, zwischen Ukrainern und Russen. Ihnen allen ist die Achtung als Menschen geschuldet. Dies vor allem ist unter heutigen Bedingungen die politische Zumutung dieses Gebots. Lässt Gott doch seine Sonne über allen Menschen scheinen.

³ Daher beruht es auf einem Missverständnis, wenn aus dem Gebot der Nächstenliebe ein „universeller humanitärer Imperativ“ (Heinrich Bedford-Strohm) im Sinne einer Hilfspflicht für alle Notleidenden oder alle Flüchtlinge weltweit abgeleitet wird. Auch das läuft auf eine hoffnungslose Überforderung der Menschen hinaus, an die dieses Gebot gerichtet ist. Richtig ist allerdings, dass das Gebot der Nächstenliebe nicht nur dem nahen, sondern auch dem fernen Nächsten gilt. So können wir uns in der Vorstellung in die Situation von Menschen in einem fernen Erdteil versetzen, die gerade von einer Katastrophe betroffen worden sind, und das kann uns zu einer Spende für sie veranlassen. Doch was uns dazu veranlasst ist, ist die vorgestellte Situation betroffener Menschen und nicht ein abstrakter Begriff der Klasse aller Betroffenen.

⁴ Johannes Fischer, Human Dignity and Human Rights, in: Lars Charbonnier, Wilhelm Gräb (Hg.), Religion and Human Rights: Global Challenges From Intercultural Perspectives, Berlin, München, Boston: De Gruyter, 2015, 71-86. Abrufbar auch unter <https://profjohannesfischer.de/wp-content/uploads/2017/12/Human-Dignity-and-Human-Rights-12-2017.pdf>